

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(22. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

„So ist es also wirklich wahr, daß sein Bruder noch lebt und daß er heimgekehrt ist?“

„Ja, es ist wahr. Er ist mit Hanns ausgefahren, sonst hättest du ihn jetzt schon begrüßen können.“

„Aber wie kann das denn angehen?“

Nun wurde Margret lebhafter und erzählte in großen Umrissen die Geschichte des Heimgekehrten. Dietrich Meinhart hörte aufmerksam zu. Als sie fertig war, fragte er:

„Und was wird denn nun? Er ist doch der eigentliche Erbe hier.“

„Ja, aber er will auf den Hof verzichten. Hanns soll ihn abfinden.“

„Das wird ihm wohl nicht leicht werden. Gerade jetzt. Ich meine — ich will mich ja nicht in dein Vertrauen drängen, aber man munkelt so allerhand —“

Margret wick den ernsten, klaren Augen des Vaters aus. Die Scham färbte ihr Gesicht dunkelrot. Hatte der Vater das um sie verdient, daß er sich von fremden Menschen über ihre Verhältnisse unterrichten lassen mußte? Hatte sie nicht bitter unrecht getan, ihm aus falschem Stolz ihr Vertrauen zu verweigern? Ihm, dem gütigsten Vater, der es von allen Menschen auf der Welt am besten mit ihr meinte!

Margrets Kopf lag plötzlich auf der Tischplatte, und ihr ganzer Körper wurde geschüttelt von einem Weinen, das in seiner Lautlosigkeit etwas unjählich Erschütterndes an sich hatte. Der Vater ließ sie gewähren, strich nur immer wieder zart und beruhigend über ihr Haar. Und dann begann Margret zu sprechen. Furchtbar schwer wurde es ihr zuerst, weil ja jedes Wort eine Anklage gegen den Vater ihres Kindes sein mußte. Aber dann tat es auch wieder wohl, einmal alles Leid, allen Jammer vom Herzen zu reden. Und Dietrich Meinhart sagte nicht: „Hättest du doch auf mich gehört“ oder „Ich habe es dir ja gesagt!“ Er streichelte nur immer wieder ihre Hände, ihr Haar. In seinem Herzen war überströmendes Mitleid und ein grenzenloser Zorn auf den Mann, der seinem Weibe so bitteres Leid antun konnte.

„Sei ruhig, Kind,“ tröstete er. „Ich will mit ihm reden. Er muß einsehen, daß es so nicht weiter geht.“

Margret schüttelte den Kopf.

„Daß es nur sein, Vater, du wirst nichts ausrichten. Nichts! Wenn einer noch helfen kann, so ist es sein Bruder. Er ist sehr zielbewußt und tatkräftig und wird die Verhältnisse hier schon wieder in Ordnung bringen. Aber daß ihm auch gelingt, Hanns aus den Klauen des Alkohols zu befreien, das wage ich nicht zu hoffen. Wen

der einmal gepackt, den hält er fest. O Gott, es ist so furchtbar, daß es so kommen mußte, daß ich ihn nicht halten konnte!“

Dietrich Meinhart verharrte stumm vor diesem Leid.

„Und er ist doch der Vater meiner Kinder, der Vater meines Jungen und — und —.“ Margrets Stimme erstarb in einem Wimmern.

„Margret! Auch das noch?“

Stumm senkte sie den Kopf, trostlos, schicksals- ergeben.

Von draußen klang die helle, rufende Stimme des kleinen Gerd herein, der nach der Mutter und dem Opa verlangte. Die alte Lene wollte ihn scheinbar zurückhalten, aber er wurde dadurch nur noch energischer.

Margret richtete sich hastig empor, strich sich über Augen und Haare. Die gewohnte, starre Ruhe legte sich plötzlich wieder wie eine Maste über ihr Gesicht.

„Man kommt. Wir werden gestört. Nicht wahr, Vater, du sprichst zu niemand von dem, was zwischen uns gesprochen worden ist? Vor allen Dingen nicht zu der Mutter —.“ Sie stockte, als sie die heiße Sorge in seinen Augen sah. „Mach dir nur keine Gedanken meinetwegen,“ bat sie hastig. „Ich werde mich schon durchringen. Vielleicht wird alles noch gut, wenn Hanns nun nicht mehr wie sonst fortgehen kann. Ich erhoffe viel von dem Einfluß seines Bruders. Du wirst ihn ja kennenlernen —.“

Die Fäustchen des kleinen Gerd trommelten ungestüm gegen die Tür. Margret ließ ihn herein, und Dietrich Meinhart nahm von seinem Besuche auf dem Heidbrinkhof nun doch noch eine reine Freude mit heim. Die hatte er aus den blanken Kinder Augen geschöpft. Aber lange hielt es ihn nun doch nicht mehr; er mußte allein sein mit dem eben Erlebten. Als er Margret die Hand zum Abschied reichte, sahen sie sich fest in die Augen und wußten beide, daß das alte, innige Verhältnis zwischen ihnen wieder hergestellt war. Und in allem Leid empfanden sie diese Tatsache doch als ein großes Glück.

Es ging auf Mittag. Draußen blühte und duftete es in verschwenderischer Pracht. Die Sonne lag in goldenem Glanze auf der frühlingfrohen Erde. Langsam trug Dietrich Meinhart durch den lachenden Junitag seinen Paden Sorge heim. Er war nicht leichter geworden nach diesem Gang.

Die überraschende Heimkehr des ältesten Sohnes auf den Heidbrinkhof bildete wochenlang das Tagesgespräch in der Gemeinde Zinkenstedt und darüber hin-

aus. So unfäßlich erschien es den Leuten, daß einer, der zwanzig Jahre lang für tot gehalten war, nun plötzlich wieder auftauchte. Sie konnten sich gar nicht beruhigen. Andere Neuigkeiten traten dagegen völlig in den Hintergrund, sogar die Flucht Langewegs, die doch auch nicht gerade alltäglich war, und die Auflösung von Lisbeth Wellermanns Verlobung. Langeweg sollte übrigens ins Ausland entkommen sein, verfolgt von den Klüchen seiner geprellten Gläubiger. Sein Vermögen, auf dem es aber kaum noch etwas von größerem Wert gab, gelangte demnächst zur Versteigerung. Damit war dann die Rolle dieses Abenteurers in der hiesigen Gegend ausgespielt.

Der Heidbrinkhof stand aber plötzlich mal wieder im Mittelpunkt des Interesses. Unsinnige Gerüchte tauchten auf über das abenteuerliche Leben des Heimgekehrten; alte Geschichten wurden wieder lebendig. Wer aber einmal mit Wilhelm Heidbrink in nähere Berührung kam, der sprach mit Achtung von ihm. Sein sicheres, überlegenes Wesen imponierte allen. Dieser Mann wußte, was er wollte!

Das spürte auch Hanns tagtäglich mit heimlichem Zähneknirschen. Wilhelm unternahm zwar nichts ohne seine Zustimmung, er drängte sich auch nie in den Vordergrund, aber es lag etwas in seiner Art, das jeden Widerspruch erstickte.

Schon wenige Tage nach seiner Ankunft sagte er zu Hanns:

„Das Auto ist wirklich ein Luxusgegenstand, wo wir so nahe am Bahnhof wohnen. Das wirst du doch einsehen, Hanns. Ein paar gute Arbeitspferde dagegen sind uns dringend vonnöten. Wenn es dir recht ist, fahren wir morgen nach Osnabrück und versuchen, es günstig loszuschlagen. Und dann sehen wir uns nach den Pferden um.“

Sie fuhren wirklich am nächsten Tage hin und verkauften dank Wilhelms Geschicklichkeit ziemlich günstig. Auch beim Pferdekauf entwickelte er gute Kenntnisse. Hanns mußte bei dieser Gelegenheit gestehen, daß noch eine Restschuld an den früheren Besitzer des Autos zu bezahlen blieb. Wilhelm empfahl ihm, das gleich zu erledigen und wachte darüber, daß es auch geschah.

Dann saßen sie am Schreibtisch und rechneten und trafen Anordnungen. Und immer war Wilhelm der treibende Teil, weil er so rasch wie möglich die verworrenen Verhältnisse geklärt sehen wollte. Die gekaufte Gerste, bei der so viel Geld verloren worden war, wurde von einem Getreidehändler übernommen. Zwei Feuerhäuser und eine große Wiese wurden zum Verkauf ausgeschrieben und erzielten einen guten Preis. Die Schulden konnten damit gedeckt werden.

Die ganze Umgegend war während dieser Zeit in Aufruhr? Sollte man es für möglich halten? Soviel Schulden hatte der Heidbrinkbauer? Ja, ja, man hatte es ja immer schon gesagt: Der würde den Hof schon klein kriegen! Wenn das der Alte noch erlebt hätte!

Ruhig und unbeirrt ging Wilhelm Heidbrink auf dem einmal beschrittenen Wege weiter. Nach Monaten war endlich alles geordnet und nun gingen sie zum Gericht. Auf zehntausend Mark wurde die Abfindungssumme festgesetzt, die Hanns seinem Bruder zu zahlen hatte. Das war eigentlich blutwenig in Anbetracht des großen Hofes, aber mehr hatte Wilhelm nicht verlangt, weil, wie er sagte, er nicht das Allerbeste aus dem Hofe herauspressen und dadurch seinem Bruder die Möglichkeit nehmen wollte, wieder hochzukommen.

Diese Angelegenheit war nun also ebenfalls geordnet, und Wilhelm Heidbrink blieb nun noch weiter auf dem Hofe, bis sich ihm eine günstige Gelegenheit zum Kauf eines Anwesens bot. Hanns wünschte, daß es schon morgen geschähe. Mochte ihm das Aufbringen

der Abfindungssumme auch noch so schwer fallen! Er wurde dann wenigstens den lästigen Aufpasser los.

Hanns hatte sich während der ganzen Zeit in eine förmliche Rut auf den Bruder hineingelegt. Er fühlte keine Spur von Dankbarkeit, daß dieser ihm so tatkräftig beigestanden und in der Erbschaftsangelegenheit so großmütig behandelt hatte. Er empfand im Gegenteil dessen Fürsorge als lästige Bevormundung. Er haßte ihn, weil seine Gegenwart ihm in so vielen Dingen unbequem war.

Wilhelm Heidbrink hatte helle Augen; er ersahnte mit scharfem Blick die Mißstände auf dem Hofe. Und er sagte es dem Bruder in seiner ruhigen, bestimmten Art: „Du mußt sparsamer wirtschaften. Hier könntest du sparen und da. Dies könntest du anders machen und jenes.“ Er war morgens der erste aus dem Bette, und Hanns mußte wohl oder übel auch früher aufstehen. Wilhelm griff auch überall mit an, und Hanns, der sehr arbeitsamen geworden war, konnte auch hierin nicht zurückstehen. Er lernte wieder arbeiten.

Abends war Wilhelm fast immer daheim und hielt so auch Hanns im Familienkreise fest. „Er wird wahrhaftig wieder solide“, munkelten die Leute.

Ein frischer, belebender Zug war in die Wirtschaft auf dem Heidbrinkhofe eingekehrt, aber Hanns wollte es nicht anerkennen. Er fühlte die Ueberlegenheit des Bruders und lehnte sich in ohnmächtigem Zorn dagegen auf. Dieser Aufpasser, dieser Spion, der seine Nase überall hineinsteckte und sich um alles und jedes kümmerte! Mochte er sich doch zum Teufel scheren! Seine Gegenwart behinderte ihn in seinen Gewohnheiten, man konnte ja keinen unbewachten Schritt tun.

Ganz anders empfand Margret. Ihr hatte die Anwesenheit Wilhelms unendliche Erleichterung gebracht. Ohne viel Aufhebens hatte er ihr den größten Teil ihrer ungeheuren Arbeitslast von den Schultern genommen. Sie brauchte sich nun nicht mehr um alles kümmern: er nahm ihr so vieles ab und war von einer wohlthuenenden Aufmerksamkeit und Fürsorge gegen sie.

Margret achtete und schätzte den Schwager und hatte unbeschränktes Vertrauen zu ihm. Und wenn nichts anderes ihm ihre Sympathie erworben hätte, so wäre es allein schon seine große Liebe für den kleinen Gerd gewesen. Es bestand ein ganz ungewöhnlich inniges Verhältnis zwischen Onkel und Nefen. Der Kleine war geradezu verfallen auf den neuen Onkel; sogar seine Mutter trat da in den Hintergrund. Und Wilhelm Heidbrink schüttete die ganze Liebe seines warmen Herzens auf das Kind aus. Er hatte eine wunderbare Art, mit ihm umzugehen und widmete ihm jede freie Minute.

Aber auch sonst erkannte Margret dankbar an, wieviel wertvolle Arbeit Wilhelm für den Hof leistete. Sie bemerkte auch sehr wohl den Einfluß, den er auf die Lebensweise ihres Mannes ausübte; sie wußte, weshalb Hanns oft in bösen, gehässigen Worten von dem Bruder sprach. Und ein Grauen überkam sie bei dem Gedanken, wie es werden würde, wenn Wilhelm fortging. Sie wußte es nur zu genau: Hanns würde dann jeden Halt verlieren, er würde sein früheres Leben wieder aufnehmen, das ihn langsam, aber unaufhaltsam dem Abgrunde entgientrieb! Eine Unruhe, eine versteckte Gefährlichkeit war jetzt immer in seinem Wesen, die ihr Schreck und Abscheu zugleich einflößte. Hanns war ihr innerlich vollständig fremd geworden. Nicht einmal das Kind vermochte noch ein wärmeres Gefühl zwischen ihnen zu vermitteln, weil er sich überhaupt nicht darum kümmerte. Er erinnerte überhaupt kaum noch an den lachenden, sieghaften, übermütigen Hanns, den sie einst so heiß geliebt hatte. Ach, wie weit lag das zurück! —

Die Zeit schritt unaufhaltsam vorwärts. Die Tage reichten sich zu Wochen und die Wochen zu Monaten. Des Frühlings Blühtraum lag schon weit zurück, und langsam ging auch der Sommer seinem Ende entgegen. Der Wind wehte bereits über Stoppelfelder; wie bald, und der Herbst, das große Sterben und Vergehen, begann. Der Sommer hatte nicht die Erwartungen erfüllt, die man in ihn setzte. Er hatte wenig Sonnenschein und Wärme, dafür aber viel Regen gebracht. Natürlich hatte die Ernte sehr darunter zu leiden. Der Roggen war nun leidlich trocken eingebracht, aber Hafer und Weizen standen noch draußen

und drohten auf dem Halm auszuwachsen. Es würde ungewöhnlich spät werden, bevor sie unter Dach waren, und dann drängte auch schon die Grummeternte.

Heute, an einem Sonntage, lachte nun einmal nach Wochen wieder die Sonne vom klaren Himmel; es schien in der Wetterlage eine Wendung zum Besseren eintreten zu wollen.

„Wenn es so bleibt, können wir vielleicht übermorgen nachmittag schon einfahren,“ meinte Wilhelm beim Mittagessen zu seinem Bruder.

(Fortsetzung folgt.)

Sein letzter Wunsch

Skizze von Karl Bröger.

Der pensionierte Werkmeister Jakob Leichter, von seinen Freunden und Bekannten kurzweg „Gobl“ genannt, saß wieder einmal mit seinem Spezi im Wirtshaus und genoß das Leben.

Dieser Spezi war der Arbeitsinvalide Gustav Meindl, sonst auch „Aschanti“ geheißten, weil er in der Tat einige Zeit auf Volksfesten und Jahrmärkten den wilden Mann aus Zentralafrika gespielt und zum Entzücken wie zum Gruseln der maulauffernden Zuschauer erlegte Kaninchen zerrissen und teilsweise verpeist hatte.

Seit Jahren litt „Aschanti“ an unheilbarem Knochenfraß und humpelte mühsam auf zwei Krücken durch die Welt, war aber unentwegt und zu jeder Tageszeit im Wirtshaus zu finden und dort das Urbild des fidele Schnafelndes und pfeifenden Lebens. Unfehlbar kam jeden Tag die Stunde, wo dieses Häuflein Elend seine überquellende Lebenslust frei lassen mußte, was mit einer schrillen, dem Ton einer rostigen Säge verblickend ähnlichen Stimme geschah und mit diesem schönen Lied:

Wenn mei Vater a Stieglitz wär
Und mei Mutta a Zeisla,
Wär i statt im Wirtshaus halt
In an Buglheisla

Es mag schönere Lieder geben, und ganz bestimmt gab es bessere Sänger. Für „Aschanti“ und seinen Freund „Gobl“ war dieser Sang die Höhe aller Gefühle, und oft genug mußte der gewesene Kannibale sein Lied ein halbes Duzendmal wiederholen, was „Aschanti“ gern, solange die Stimmbänder mitmachten, auch tat.

Damit allein bestritten aber der „Gobl“ und der „Aschanti“ die Unterhaltung keineswegs, wenn die Unterhaltung auch regelmäßig mit dem schönen Leibleid der beiden zu endigen pflegte. Sie hatten genug anderen Stoff, waren sich einig in ihrer Begeisterung für technische Dinge und kannten sich darin gut aus, trotzdem sie praktisch nichts mehr mit Maschinen zu tun hatten.

Der „Gobl“ schloß eben einen längeren Vortrag über Flugzeuge und Flugwesen mit der bestimmten Versicherung ab, ihn würden sie nicht verbrennen, bevor er nicht geflogen wäre. Alles hätte er in seinem Leben ausprobiert, das Eisenbahn, das Fahrrad als Hochrad wie als Niederrad, das Auto und vor zwei Jahren sogar noch das Motorrad. Eine Schande wäre es da für einen alten Maschinisten, wenn er abfragen sollte, ohne einmal geflogen zu sein, zehn Mark für einen Rundflug wären schon gespart, und die lumpigen paar Mark, die noch fehlten, müßten auch noch her.

Auf diese Rede „Gobls“ genehmigte sich der „Aschanti“ erst einen langen Schlaf und wachte umständlich den Sechendsbart. Der „Aschanti“, zwanzig Jahre jünger als sein unternehmungslustiger Freund, fühlte sich durch den lühnen Glanz etwas betroffen und auch ein wenig davon verärgert, daß der „Gobl“ fliegen wollte. Er versuchte sich daher zunächst mit einigen Witz über die Fliegerei im allgemeinen und über den Himmel „Gobls“ im besonderen, doch fielen diese Witze recht lebern aus und veranlaßten „Gobl“ nur, mit beiden Händen abzuwehren. Also wurde ernsthaft über die Flugpläne gesprochen und vom „Aschanti“ zunächst einmal bezweifelt, daß jemand mit 76 Jahren noch in ein Flugzeug gelassen würde. In diesem Alter wäre der Mensch empfindlich gegen jede Art von Fahrerei, am meisten sicher gegen das Herumgondeln in der Luft.

Ueber diese Besorgnis seines besten Freundes mußte der „Gobl“ aber nur lächeln. Wer in seinem Leben soviel gefahren sei und mit den verschiedensten Behelfen, dem mache das hiesigen Starten und Landen bei einem Flug nichts aus, meinte der „Gobl“ und wiederholte aufs neue und noch bestimmter die Absicht, vor seiner Verbrennung unbedingt erst einmal zu fliegen.

Der „Aschanti“ nuckelte brummend an seiner Holzpfeife, aus der ein schandbarer Qualm kam, wünschte dem „Gobl“ einen gelinden Hals- und Beinbruch und wandte sich einem anderen Gespräch zu.

Fünf Wochen später war ein großes Schau- und Wettfliegen und die ganze Bevölkerung der Stadt dazu eingeladen. Der „Gobl“ sah sich nun endlich am Ziel seiner Wünsche. Das Geld für einen Flug rund um die Stadt hatte er beisammen, und von diesem Geld hatte er sogar sich eine flotte Mücke angeschafft, weil er eine solche Mücke für notwendig hielt. Sie war sehr schön blau, zeigte vorn zwei gekreuzte Propeller aus Messingblech und sah verwegen auf dem silberweißen Schopf „Gobls“.

Der „Aschanti“ humpelte auf seinen Krücken neben „Gobl“ her und plakte vor neugieriger Erwartung, ob der „Gobl“ wirklich fliegen dürfe oder ob er wegen seines Alters zurückgewiesen würde. Der „Aschanti“ glaubte fest an die Ablehnung und hatte darauf eine Wette über fünf Liter Bier abgeschlossen.

Diese Wette verlor der „Aschanti“ glänzend, weil es dem Führer des kleinen Sportflugzeugs nicht im Traum einfiel, nach dem Alter „Gobls“ zu fragen.

Mit fast jugendlicher Leichtigkeit kletterte der Jakob Leichter in seinen Sitz hinter dem Führer, schwenkte die blaue Mücke übermütig und schrie dem „Aschanti“ noch einige Worte zu, die aber vom Lärm des anspringenden Motors verklungen wurden.

Leicht hüpfte das Flugzeug dreimal, viermal in die Höhe, löste sich dann spielend vom Boden und schwebte herrlich frei seine Bahn. Ueber diesem schönen Anblick vergaß der „Aschanti“ fast seinen Argzorn wegen der mit Glanz verlorenen Wette und winkte dem „Gobl“ mit beiden Händen nach, solange das Flugzeug in Sicht war.

Der Jakob Leichter saß ruhig und gelassen auf seinem Sitz, in dem er zur besseren Sicherheit festgeschnallt war, sah rechts und links die Häuser der Stadt als winziges Puppenspielzeug und fühlte sich sehr behaglich und ohne jede Spur von Furcht. Nur dazwischen krabbelte ein wunderlicher Druck vom Magen zur Herzgrube herauf, doch gar nicht beängstigend oder unangenehm.

Bei einer Kehre, die das Flugzeug machen mußte, um auf den Flugplatz zurückzukehren, wurde dieser Druck stärker, doch ehe der Jakob Leichter zum rechten Bewußtsein dieser Empfindung kam, sank schon sein silberweißer Kopf leicht hintenüber.

Als das Flugzeug wieder über seinem Ausgangspunkt erschien, schaute sich der „Aschanti“ schier die Augen aus dem Kopf. Warum denn der „Gobl“ nicht?

Ursprünglich hielt auch der Flugzeugführer den Zustand nur für eine Ohnmacht, doch stellte ein rasch beigezogener Arzt einen Herzschlag fest, der den pensionierten Werkmeister Jakob Leichter während des Flugs getroffen hatte.

Das Gesicht des Toten zeigte einen vollkommen friedlichen, ja glücklichen Ausdruck. Der „Gobl“ hatte ein schönes und schmerzloses Ende gefunden, und noch ein volles Jahr, um das er den „Gobl“ überlebte, wußte der „Aschanti“ von dieser ersten und zugleich letzten Luftfahrt seines besten Freundes begeistert zu berichten.

Ein Schweineglück hätte er gehabt, der „Gobl“, denn auch sein letzter Wunsch wäre ihm vom Leben erfüllt worden. Bescheiden fügte der „Aschanti“ hinzu, auch er hätte bei der Sache Glück gehabt und meinte damit die hoffnungslos verlorenen fünf Liter Bier.

Gezahlt hat der „Aschanti“ die Wette übrigens trotzdem, wenn auch nur sich selbst, als er die fünf Liter nach und nach auf das Andenken „Gobls“ trank.

Herbstmelodie

Historische Skizze von S. Droste-Hülshoff

Nachmittagssonne liegt über dem Wirtschaftshof von Schloß Zeleß. Ein paar Duzend Gänse schnattern mit weit vorgestreckten Hälsen auf dem Rasenplatz vor dem Verwaltergebäude. Drüben beim Tor hat der alte Inspektor eine magyarisch lebhaft Auseinandersetzung mit einem der gräflichen Kutscher. Hinter den Fenstern der Gesindeküche klappern Mäde mit Blechgeschirr, und eine singt ein schwermütiges ungarisches Volkslied. Franz Schubert bleibt einen Augenblick vor den Fenstern stehen, horcht auf die leidenschaftlich sehnsüchtigen Weisen. Langsam schlenkert er in den großen Schloßpark hinüber.

Hier herrscht der Herbst. Es ist so still. Gelbe und rote Blätter rascheln auf allen Wegen. Bei den Buchen neben der Eiseiwand, vor der eine weißleuchtende Dianenstatue steht, hat man einen freien Blick auf die Hauptfront des Zeleßer Herrenhauses. Ein paar Fenster sind geöffnet, einige weiße Vorhänge wehen dahinter. Franz Schubert blüht lange hinüber. Vielleicht kommt die Komtesse?

Endlich wendet er sich ab und wandert tiefer in den Park. Er wird nicht mehr lange hier gehen. Die gräfliche Kamille Esterhazy will demnächst den Sommeraufenthalt in Zeleß beenden und nach Budapest fahren. Dann ist auch der Klavierlehrer der Komtesse hier überflüssig. Baron Schönstein aus Wien hat sich bereits angemeldet, um noch einige Herbsttage in Zeleß zu verbringen. Wenn dann sein großer Reisewagen wieder westwärts fährt, wird auch Franz Schubert mitreisen, heim nach der Donaustadt. Er hat sich in diesem Zeleßer Sommer oft heiß nach seinen Freunden gesehnt, ist sich manchmal recht einsam vorgekommen. Trotzdem ist der Abschied schwer.

Es raschelt hinter einem Gebüsch. Leichte Schritte, — da steht die junge Komtesse Karola lachend mitten auf dem grünen Parkweg. „Franz!“

Eine helle Blutwelle färbt das Gesicht des jungen Musikers. Einen Augenblick sieht es aus, als wolle er die lichte, zierliche Gestalt in seine Arme reißen. Aber dann wird es doch nur eine tiefe Verbeugung, ein formgerechter Handkuss. Seite an Seite schreiten die jungen Menschen in das grünliche Dämmer des Parkes. Man redet Gleichgültiges, vom Teenachmittag im Schloß, von der gestrigen Abendgesellschaft. Endlich erzählt Franz Schubert, er habe eine neue Komposition vollendet, eine Sonate in C-Dur, ein Grand Duo zum Vierhändelspiel. „Wie schön!“ lacht die kleine Komtesse. „Wann werden wir es spielen?“

„Vielleicht heute Abend.“

Karola nickt erfreut, dann meint sie zögernd: „Sie pflegen Ihren Freunden doch sonst manche Ihrer Kompositionen zu widmen. Warum — warum haben Sie eigentlich mir noch nie eines Ihrer Werke gewidmet?“

„Wozu denn? Ihnen ist ohnehin alles gewidmet!“

Müde klingen die Worte im herbstlichen Park. Karola schweigt, seufzt leise, ganz leicht streichen ihre weichen, warmen Finger über seine herabhängende Hand. Franz Schubert preßt die Lippen zusammen. Scheu streift sein Blick die junge Begleiterin. Sie geht still neben ihm her, ihre Augen blicken nachdenklich, wie schmerzlich suchend in das Herbstbunt der Bäume. Sie trägt ein leichtes Kleid aus duftigem, dünnem Seidenstoff, das eine lichartige Schärpe unter der jungen Brust zusammenhält. Franz Schubert sieht alles genau. Es hat ja alles seinen Zweck! Zu abgerundet ist die Luft zwischen dem Schulmeisterjohn aus Lichtenhal und der jungen, hübschen Tochter aus dem Hause der Esterhazy. Eine ausichtslose Sache, mag auch der junge Klavierlehrer ein großer Künstler, ein Genie sein. Hat nicht erst neulich bei der Teegesellschaft die alte Gräfin Esterhazy ihrer Schwägerin gegenüber eine Andeutung gemacht von einem entfernten Verwandten, einem ungarischen Grafen, der Karola sehr zugetan sei und sich wohl diesen Winter mit ihr vermählen werde? Also! Was will da ein Musikanth, dessen Werke ihm kaum genau einbringen, um ihn vor dem Hunger zu schützen! Dem Meister Beethoven hat eine Gräfin Theresie Brunswid sich verlobt, hat ihn glücklich und unglücklich gemacht. Ja — Beethoven —

Da liegt die Pflanzung mitten im Park, mit dem kleinen Springbrunnen, der trägt in sein großes steinurnartiges Becken plätschert. Oft haben die beiden jungen Menschen schon hier auf dem breiten Steinbänken beisammen gesessen. Auch heute lassen sie sich auf dem Lieblingsplatz nieder, Gelbe Blätter treiben auf dem grünlichen Wasser. Beide sind traurig und still. Beide kämpfen heimlich denselben schweren Kampf mit ihrer Neigung.

„Haben Sie's gewußt?“ fragt Franz Schubert endlich. Die drei Worte tropfen schwer in die Stille. Karola versteht sofort, daß er das von der Verwandtschaft ausgehende Heiratsprojekt mit dem ungarischen Grafen meint.

„Vor zwei Tagen hat man mir erst von dem — dem — Grafen da unten gesprochen,“ entgegnet sie leise.

Stumm starren beide in das grüne Wasser. Kreise bilden

sich, die weiter und weiter wandern, sich unter den segelnden Blättern verlieren. Plötzlich hebt Karola den Kopf. Ihre Augen stehen voll Tränen, und mit ungestümer Bewegung wirft sie beide Arme um seinen Hals: „Franz! — mein Franz! —“ Ihre weichen Lippen pressen sich auf seinen Mund, wieder und wieder. Ihr braunroter Kopf ruht für Sekunden an seiner Brust. Doch im nächsten Augenblick reißt sie sich gewaltsam los. Wie gesagt eilt sie den schmalen Parkweg hinab. Eine Biegung — und ihr helles Kleid verschwindet wie ein Lichtstrahl hinter dem Buschwerk. Franz Schubert sitzt allein auf dem steinernen Brunnentrand. Die Sonne ist tiefer gesunken. Plötzlich fühlt er fröstelnd den herben Erdaeruch, die herbstliche Kühle des Abends.

Anekdoten aus dem Gerichtssaal

Die Schraube ohne Ende.

„In Hemdsärmeln kommen Sie hierher auf's Amtsgericht — aber das geht nicht — scheren Sie sich fort!“

„Det seht nich, Herr Wachmeister — id derf doch hier den Termin nich versäumen.“

„Termin haben Sie? Zeigen Sie mal Ihre Vorladung!“

„Det seht nich, Herr Wachmeister — die stadt in meen'n Rod.“

„Dann ziehen Sie gefälligst Ihren Rod an!“

„Det seht nich, Herr Wachmeister — den hab' ich zu Hause verlassen!“

„Dann gehen Sie nach Hause und holen Sie Ihren Rod!“

„Det seht nich, Herr Wachmeister — id derf doch den Termin nich verpassen!“

Der Zeuge.

Zivilprozeß.
Ein Zeuge wird vorgerufen und in reichlich anmaßendem Tone fragt der Anwalt der klagenden Partei:

„Herr Zeuge — waren Sie schon mal im Gefängnis?“

Der Gefragte antwortet laut mit: „Ja!“

Nun fuhr der Rechtsanwalt mit Entrüstung fort:

„Sie sehen, meine Herren Richter, mit was für Zeugen die Gegenpartei hier auftritt!“

Der Rechtsanwalt wandte sich erneut an den Mann:

„Und warum sind Sie im Gefängnis gewesen?“

„Ich mußte eine Zelle ausmalen — da saß ein Rechtsanwalt drin, der seine Klienten betrogen hatte,“ sagte der Zeuge.

Wenn...

Als der Zimmermeister Holzbrett eines Tages von der Arbeit heimkehrte, rief ihm der bissige Hund des Obermüllers ein großes Loch in die „Manchesterne“ und ein kleineres in die da drunter befindliche Wade.

Dem weiteren Angriff auf das andere Bein kam Holzbrett zuvor: er spaltete mit seiner Art dem Hunde den Schädel.

Darob Klage des Obermüllers und Verhandlung vor dem Amtsgericht.

Nachdem der Zimmermeister seine Aussage gemacht, erklärt der Richter:

„Mir scheint, Sie sind in Ihrer allerdings berechtigten Notwehr doch etwas zu weit gegangen. Sie hätten den Hund statt mit der Schenkel, mit dem Stiel der Art abwehren können.“

„Ja, Herr Amtsrichter,“ sagte Meister Holzbrett, „daß hätte ich vol' dahn, wenn mi de verdammt Töle mit'n Schwanz un nich mit de Föhnen hätten hätt!“

Wie es richtig heißt.

Gerichtsverhandlung.
Der Justizwachmeister liest das Vernehmungszeugnis der Angeklagten vor.

„Frau Lemke — Witwe — im 58. Lebensjahre — wohnt in der Wallgasse — in einem Dachstübchen — und nährt sich kümmerlich von ihrem Spargel.“

„Wovon?“ ruft der Vorstehende.

„Von ihrem Spargel, Herr Präsident.“

„So kann es wohl nicht heißen — blättern Sie mal um!“

„Stimmt, Herr Präsident! Da ist der Trennungstisch fortgelassen. Es heißt: und nährt sich kümmerlich von ihrem Spargel.“

Wieso merkwürdig?

Nachdem der Fremde lange in der Stadt umhergetrirt war, nahm er schließlich einen Anlauf und fragte einen Einwohner: „Ach, seien Sie doch so gut und sagen Sie mir: wo ist hier eigentlich das Amtsgericht?“

„In der Graupenstraße.“

„Da kann ich lange suchen! Also in der Graupenstraße — merkwürdig! Sonst liegt es doch gewöhnlich in der Gerichtstraße!“

„Wieso merkwürdig? Sind etwa Graupen kein Gericht?“